

Leseprobe aus:

Téa Obrecht

Die Tigerfrau



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

In meiner frühesten Erinnerung ist mein Großvater kahl wie ein Stein und nimmt mich mit zu den Tigern. Er setzt seinen Hut auf und zieht den Regenmantel mit den großen Knöpfen an, und ich trage meine Lackschuhe und das Samtkleid. Es ist Herbst, und ich bin vier Jahre alt. Das Verlässliche daran: Großvaters Hand, das helle Zischen der Straßenbahn, die feuchte Morgenluft, das Gedränge den Hügel hinauf zum Zitadellenpark. Immer in Großvaters Brusttasche: Das *Dschungelbuch* mit dem Blattgoldeinband und den alten gelben Seiten. Ich darf es nicht in die Hand nehmen, aber es bleibt den ganzen Nachmittag aufgeschlagen auf seinem Knie liegen, und er liest mir Passagen daraus vor. Obwohl mein Großvater weder sein Stethoskop um den Hals hat noch den weißen Kittel trägt, nennt die Dame an der Kasse ihn «Herr Doktor».

Dann sind da der Popcornwagen, der Stand mit dem Sonnenschirm, ein kleiner Kiosk mit Postkarten und Bildern. Die Treppe hinunter und an der Voliere vorbei, wo die spitzohrigen Eulen schlafen, durch den von Käfigen gesäumten Park, der sich die gesamte Zitadellenmauer entlang erstreckt. Einst gab es hier einen König, einen Sultan, seine Janitscharen. Jetzt sind in die Kanonenfenster zur Straße hin Tröge eingemau-

ert, in denen laues Wasser steht. Die Käfigstangen, rostorange, biegen sich nach außen. In der freien Hand trägt mein Großvater den blauen Beutel, den meine Großmutter für uns vorbereitet hat. Darin: sechs Tage alte Kohlköpfe für die Flusspferde, Karotten und Sellerie für die Schafe, das Rotwild und den Elchbullen, der wie eine Erscheinung ist. In der Hosentasche hat Großvater ein paar Zuckerstückchen für das Pony versteckt, das die Parkkutsche zieht. Ich werde das nicht als sentimentale Geste in Erinnerung behalten, sondern als Großzügigkeit.

Die Tiger leben im äußeren Festungsgraben. Wir steigen die Schlosstreppe hinauf, wo die Wasservögel und die schwitzenden Scheiben des Affenhauses sind, der Wolf, dem das Winterfell wächst. Wir gehen an den Bartgeiern vorbei und an den Bären, sie schlafen den ganzen Tag und riechen nach feuchter Erde und dem Tod von irgendetwas. Großvater hebt mich hoch, damit ich hinabschauen und die Tiger im Graben sehen kann.

Großvater nennt die Tigerfrau nie beim Namen. Er hält mich umfasst, meine Füße sind auf dem Geländer, und er sagt zum Beispiel: «Ich kannte einmal ein Mädchen, das liebte die Tiger so sehr, dass es beinahe selbst zu einem wurde.» Weil ich klein bin und meine Liebe zu Tigern von ihm habe, glaube ich, dass er von mir spricht, mir ein Märchen erzählt, in das ich mich hineinversetzen kann – und das werde ich noch viele Jahre lang tun.

Die Käfige liegen an einem Innenhof, und wir steigen die Treppe hinunter und gehen langsam von einem zum anderen. Es gibt hier auch einen Panther, Geisterflecken bleichen sein öglattes Fell, und einen schläfrigen, aufgedunsenen Löwen aus Afrika. Die Tiger dagegen sind wach und wütend,

sie glühen vor Zorn. Mit rollenden Schultern, peitschenhiebgestreift, laufen sie aneinander vorbei den schmalen Felsweg auf und ab, ihr Geruch ist sauer, warm und durchdringend. Er bleibt mir den ganzen Tag in der Nase, auch nachdem ich gebadet habe und ins Bett gegangen bin, und manchmal ist er völlig unerwartet wieder da: in der Schule, auf der Geburtstagsfeier einer Freundin und auch Jahre später noch, im pathologischen Labor oder auf der Fahrt von Galina nach Hause.

Auch hieran erinnere ich mich: einen Zwischenfall. Eine kleine Schar Menschen hat sich vor dem Tigerkäfig versammelt. Unter ihnen: ein Junge mit einem Luftballonpapagei, eine Frau im purpurnen Mantel und ein bärtiger Mann in der braunen Uniform eines Zoowärters. Der Mann hat einen Besen und ein Kehrblech mit langem Griff dabei und fegt den Boden zwischen Käfig und Besuchergeländer. Er geht hin und her, kehrt Safttüten und Bonbonpapier zusammen sowie die Popcornstückchen, die Zoobesucher den Tigern hingeworfen haben. Die Tiger laufen mit ihm auf und ab. Die Frau in Purpur sagt etwas und lächelt, und er lächelt zurück. Sie hat braunes Haar. Der Kehrblechwärter bleibt stehen und stützt sich auf den Besenstiel, und im selben Moment streicht der große Tiger vorbei, reibt sich rumpelnd an den Käfigstangen, und der Wärter streckt die Hand durchs Gitter und berührt ihn an der Flanke. Eine Sekunde lang: nichts. Dann die Hölle.

Der Tiger fährt herum, die Frau kreischt, und plötzlich steckt die Schulter des Kehrblechwärters zwischen den Stangen, er windet sich, dreht den Kopf weg und greift nach dem Geländer, um sich festzuhalten. Der Tiger hat den Arm des Kehrblechwärters zwischen den Pranken wie ein Hund einen

großen Knochen und nagt daran. Zwei Männer, die mit ihren Kindern vor dem Käfig gestanden haben, springen übers Geländer, packen den Wärter an der Hüfte und dem rudern- den Arm, wollen ihn wegziehen. Ein dritter Mann stößt seinen Schirm durch das Gitter, treibt ihn dem Tiger wieder und wieder in die Rippen. Ein aufgebracht Fauchen des Tigers, dann bäumt er sich halb auf, den Arm des Kehrblechwär- ters an sich gedrückt, und schüttelt den Kopf immer hin und her, als zerre er an einem Seil. Er hat die Ohren angelegt und macht ein Geräusch wie eine Lokomotive. Der Wärter ist weiß im Gesicht; er hat die ganze Zeit noch keinen Ton von sich ge- geben.

Plötzlich lohnt es sich nicht mehr, und der Tiger lässt los. Die drei Männer fallen hin, Blut spritzt. Der Tiger schlägt mit dem Schwanz, und der Wärter kriecht unter dem Geländer durch und richtet sich auf. Die Frau in Purpur ist verschwun- den. Großvater hat sich bis jetzt nicht abgewandt. Ich bin vier Jahre alt, aber auch mich hat er nicht weggedreht. Ich sehe al- les mit an, und später wird mir klar, dass er es mich sehen las- sen wollte.

Dann eilt der Wärter auf dem Weg zur Krankenstation in unsere Richtung, im Laufen wickelt er sich einen Fetzen Hemd um den Arm. Er ist wütend und knallrot im Gesicht. Vor Angst, wie ich in dem Moment glaube, doch später werde ich verstehen, dass es Verlegenheit war, Scham. Die Tiger sind aufgeregt, sie springen auf dem Bodenrost wild hin und her. Der Wärter hinterlässt eine dunkle Spur auf dem Kies. Als er an uns vorbeikommt, sagt Großvater: «Mein Gott, Sie sind aber auch ein Idiot», und der Mann gibt eine Antwort, die ich lieber nicht nachplappere.

Stattdessen sage ich, schrill und selbstgerecht in meinen

Lackstiefelchen, mutig, weil mein Großvater mich an der Hand hält: «Das ist aber auch ein Idiot, stimmt's, Großvater?»

Doch er zieht mich schon hinter sich her und ruft dem Kehrblechwärter nach, er solle stehen bleiben, damit er ihm helfen könne.

I DIE KÜSTE

Die vierzig Tage der Seele beginnen am Morgen nach dem Tod. In der ersten Nacht vor den vierzig Tagen liegt die Seele still auf verschwitzten Kissen und sieht zu, wie die Lebenden die Hände falten und die Augen schließen und das Zimmer mit Weihrauch und Schweigen vernebeln, damit die neue Seele von den Türen und Fenstern und Rissen im Fußboden fernbleibt und nicht aus dem Haus rinnt wie ein Bach. Die Lebenden wissen, dass die Seele sie bei Tagesanbruch verlassen und sich auf den Weg zu den Orten ihrer Vergangenheit machen wird – zu den Schulen und Schlafsälen ihrer Jugend, Militärbaracken und Kasernen, Häusern, die dem Erdboden gleichgemacht und wieder aufgebaut wurden, Orten, die sie an Liebe und Schuld erinnern, an Mühsal und unbändiges Glück, an Zuversicht, Ekstase und Momente der Gnade, die für jeden anderen bedeutungslos sind – und manchmal wird diese Reise sie für so lange Zeit in so weite Ferne führen, dass sie zurückzukehren vergisst. Aus diesem Grund lassen die Lebenden ihre Rituale vorerst ruhen: Damit der eben befreite Geist sich zu Hause stets willkommen fühlt, geloben sie, sein Hab und Gut vierzig Tage lang nicht zu waschen, zu säubern, auf- oder gar wegzuräumen. Denn sie hoffen, Sentimentalität und Sehnsucht werde die Seele wieder nach Hause brin-

gen, sie ermuntern, mit einer Botschaft, einem Zeichen oder mit Vergebung zurückzukommen.

Auf die rechte Weise angelockt, wird die Seele sich im Lauf der Tage also wieder einfinden, wird in Schubladen kramen, in Schränke spähen und den greifbaren Trost ihrer Identität als Lebende suchen, indem sie Geschirrständer, Türglocke, Telefon inspiziert und sich ihren Zweck vergegenwärtigt, dabei unentwegt Dinge berühren, die Geräusche machen, und so den Bewohnern des Hauses ihre Anwesenheit kundtun.

Das rief mir meine Großmutter, mit schwacher Stimme in den Hörer sprechend, ins Gedächtnis, nachdem sie mir gesagt hatte, dass Großvater gestorben sei. Für sie waren diese vierzig Tage eine Tatsache, gesunder Menschenverstand; das Wissen darum war ihr von den Begräbnissen ihrer Eltern, einer älteren Schwester sowie etlicher Verwandter und Fremder aus ihrer Heimatstadt geblieben, war eine Formel, die sie Großvater vorgebetet hatte, wann immer er einen Patienten verlor, für den er besonders viel getan hatte – Aberglaube, wenn man ihn fragte, allerdings einer, den er ihr mit leiser werdendem Protest gelassen hatte, je mehr das Alter ihre Überzeugungen zementierte.

Großmutter war entsetzt, ja böse, weil wir seiner vierzig Tage beraubt worden seien, von denen uns aufgrund der Todesumstände jetzt nur noch siebenunddreißig oder achtunddreißig blieben. Großvater war allein gestorben, auf Reisen, fern von zu Hause; sie hatte nicht gewusst, dass er schon tot war, als sie am Tag zuvor seine Sachen gebügelt oder am Morgen das Geschirr gespült hatte, und sie konnte die spirituellen Folgen ihrer Ahnungslosigkeit nicht absehen. Er war in der Klinik einer ominösen Stadt namens Zdrevkov auf der an-

deren Seite der Grenze gestorben; niemand, mit dem Großmutter bisher gesprochen hatte, wusste, wo dieses Zdrevkov lag, und als sie mich fragte, sagte ich ihr die Wahrheit: Ich hätte keinen Schimmer, was er dort gewollt habe.

«Du lügst», sagte sie.

«Nein, Bako, ich lüge nicht.»

«Er hat uns gesagt, er wollte zu dir.»

«Das kann nicht sein», sagte ich.

Er hatte sie belogen, das wurde mir jetzt klar, und mich auch. Meine Reise quer durchs Land hatte ihm als Vorwand gedient, sich aus irgendeinem Grund, den wir beide nicht kannten, aus dem Staub zu machen – vor einer Woche, sagte sie, mit dem Bus, kurz nachdem ich aufgebrochen sei. Die Leute in der Klinik von Zdrevkov hatten nach seinem Tod volle drei Tage gebraucht, um Großmutter ausfindig zu machen, sie und meine Mutter zu benachrichtigen und den Leichnam zu überführen. An diesem Morgen war er im städtischen Leichenschauhaus eingetroffen, doch da befand ich mich schon gut sechshundert Kilometer von zu Hause entfernt und stand in der Toilettenanlage der letzten Tankstelle vor der Grenze, barfuß auf rutschigen grünen Kacheln vor einem kaputten Waschbecken, den Hörer des Münztelefons am Ohr, Hosenbeine hochgekremgelt, Sandalen in der Hand.

Irgendwer hatte einen Schlauch am Wasserhahn festgeschraubt, der mit der Düse nach unten von den Boilerrohren hing und dünne Rinnsale auf den Boden hustete, offenbar schon seit Stunden: Überall stand Wasser, es hatte die Kachelrillen überflutet, sich um das Hock-Klosett gesammelt und rieselte über die Türschwelle in den vertrockneten Garten hinter der Baracke. Nichts von alledem störte die Toilettenfrau, eine mittelalte Person mit einem orangefar-

benen Tuch ums Haar, die ich auf einem Stuhl in der Ecke dösend angetroffen und mit einem Packen kleiner Scheine hinausgeschickt hatte, bevor ich den Hörer abnahm – voller Angst, weil mein Pager sieben verpasste Anrufe von meiner Großmutter anzeigte.

Ich war wütend auf sie, weil sie mir nicht erzählt hatte, dass Großvater zu einer Reise aufgebrochen war. Ihr und meiner Mutter hatte er gesagt, er mache sich Sorgen wegen meines humanitären Einsatzes, der Schutzimpfungen im Waisenhaus von Brejevina, und wolle nachkommen, um zu helfen. Aber ich konnte nun nicht gut mit meiner Großmutter schimpfen, ohne mich selbst zu verraten, denn sie hätte mir bestimmt alles gesagt – hätte sie von seiner Krankheit gewusst, die Großvater und ich ihr verheimlicht hatten. Also ließ ich sie reden und erzählte ihr nicht, dass ich drei Monate zuvor dabei gewesen war, als er in der Militäarakademie für Medizin die Diagnose erhalten hatte, und wie der Onkologe, ein alter Kollege von ihm, den er allwöchentlich beim Ärztetammtisch sah, ihm die Aufnahmen gezeigt und Großvater seinen Hut auf ein Knie gelegt und gesagt hatte: «Scheiße. Da sucht man nach einer Mücke und sticht in ein Hornissen-nest.»

Ich steckte noch zwei Münzen in den Schlitz, und das Telefon surrte. Spatzen vollführten Sturzflüge von den Steinsimsen der Toilettenwände in die Pfützen zu meinen Füßen und schüttelten sich im Wasser. Draußen hatte die Sonne den frühen Nachmittag totenstill gebacken, die heiße, feuchte Luft stand mit mir im Raum und flimmerte in der Tür zur Straße, wo die Autos an der Grenze dicht an dicht hintereinander auf dem glasigen Asphalt warteten. Ich konnte unseren Wagen sehen, den ein kleiner Zusammenstoß mit einem Traktor

links eingedellt hatte, und Zóra, die bei offener Tür auf dem Fahrersitz saß, eins ihrer langen Beine auf dem Boden, und den Blick immer häufiger zur Toilette schnellen ließ, je weiter sie in der Schlange vorrückte.

«Der Anruf kam gestern Abend», sagte Großmutter etwas lauter. «Und ich dachte, sie haben sich geirrt. Ich wollte dich nicht anrufen, bevor wir nicht sicher waren, ich wollte dich nicht beunruhigen, falls er es gar nicht ist. Aber deine Mutter ist heute Morgen im Leichenschauhaus gewesen.» Sie schwieg einen Moment und sagte dann: «Ich verstehe das nicht, ich verstehe das alles überhaupt nicht.»

«Ich auch nicht, Bako», sagte ich.

«Er war auf dem Weg zu dir.»

«Davon wusste ich nichts.»

Dann änderte sich ihr Ton. Sie war misstrauisch, meine Großmutter, weil ich nicht weinte, nicht hysterisch wurde. In den ersten zehn Minuten des Gesprächs hatte sie sich wahrscheinlich noch zu glauben gestattet, dass ich so ruhig blieb, weil ich in einem fremden Krankenhaus war, im Dienst, womöglich von Kollegen umgeben. Sie wäre viel früher argwöhnisch geworden, hätte sie gewusst, dass ich mich in einem Toilettenhäuschen an der Grenze versteckte, damit Zóra nicht mithörte.

Sie setzte nach: «Hast du denn gar nichts dazu zu sagen?»

«Ich weiß nicht, Bako. Warum sollte er dich anlügen und dir sagen, dass er zu mir wollte?»

«Du hast nicht gefragt, ob es vielleicht ein Unfall war», sagte sie. «Warum hast du das nicht gefragt? Warum fragst du nicht, wie er gestorben ist?»

«Ich wusste ja nicht mal, dass er von zu Hause weggefahren ist», sagte ich. «Ich wusste nichts von alldem.»

«Du weinst gar nicht», sagte sie.

«Du auch nicht.»

«Deine Mutter ist verzweifelt», antwortete sie. «Er muss es gewusst haben. Sie sagen, er sei sehr krank gewesen – also hat er es gewusst und bestimmt auch jemandem erzählt. Hat er es dir erzählt?»

«Wenn er es gewusst hätte, wäre er doch nirgendwo mehr hingefahren», sagte ich und hoffte, es klang überzeugend. «So unvernünftig wäre er nicht gewesen.» Auf einem Metallregal über dem Spiegel lagen weiße Handtücher, ordentlich gestapelt. Ich nahm eins, um mir Gesicht und Hals abzuwischen, dann noch eins, und meine Haut hinterließ graue Schmierflecken auf einem Handtuch nach dem anderen, bis ich fünf benutzt hatte. Da es keinen Wäschekorb gab, warf ich sie ins Becken. «Wo ist das, wo sie ihn gefunden haben?», fragte ich. «Wie weit ist er gefahren?»

«Ich weiß es nicht», antwortete sie. «Das haben sie uns nicht gesagt. Irgendwo hinter der Grenze.»

«Vielleicht ist es eine Spezialklinik», sagte ich.

«Er war auf dem Weg zu dir.»

«Hat er einen Brief hinterlassen?»

Das hatte er nicht. Mutter und Großmutter hatten seinen Aufbruch anscheinend als weiteres Zeichen genommen, dass er für den Ruhestand noch nicht bereit war, genauso wie die Betreuung jenes neuen, ans Haus gefesselten Patienten außerhalb der Stadt – eines Patienten, den wir als Tarnung der Besuche bei seinem Onkologen-Freund erfunden hatten, welcher ihm Spritzen mit verschiedenen Rezepturen gegen die Schmerzen verabreichte. Farbenfrohe Mixturen, sagte Großvater, wenn er zurückkam, als ginge er davon aus, dass es sich bloß um Wasser mit Lebensmittelfarbe handelte; als spielte

es keine Rolle mehr. Zuerst hatte er sich sein gesundes Äußeres noch mehr oder weniger bewahrt, was es einfacher machte, die Krankheit zu verbergen; doch als ich ihn ein einziges Mal direkt von einer dieser Behandlungen hatte kommen sehen, drohte ich ihm, es Mutter zu sagen. «Untersteh dich», hatte er entgegnet, und damit war der Fall erledigt.

Großmutter fragte mich jetzt: «Seid ihr schon in Brejevina?»

«Wir sind an der Grenze», sagte ich. «Wir kommen gerade von der Fähre.»

Draußen setzte sich die Autoschlange wieder in Bewegung. Ich sah, wie Zóra ihre Zigarette austrat, das Bein einzog und die Tür zuknallte. Ein Gewusel von Leuten. Viele hatten sich auf dem Seitenstreifen versammelt, um sich die Füße zu vertreten und zu rauchen, um ihre Reifen zu prüfen und Wasserflaschen zu füllen, Gebäck und belegte Brote wegzuwerfen, die sie hatten hinüberschmuggeln wollen, oder an die Außenwand der Toilette zu pinkeln, zwischendurch immer wieder gereizt zur Schlange blickend. Nun eilten sie zu ihren Wagen zurück.

Großmutter schwieg einige Sekunden lang. Ich hörte es in der Leitung klicken. Dann sagte sie: «Deine Mutter möchte, dass die Beerdigung innerhalb der nächsten paar Tage stattfindet. Könnte Zóra nicht allein weiter nach Brejevina fahren?»

Wenn ich Zóra eingeweiht hätte, wäre genau das passiert. Sie hätte mich zum Umkehren gezwungen, hätte mir das Auto überlassen, die Kühlboxen genommen und wäre über die Grenze getrampt, um den Impfstoff zum Waisenhaus in Brejevina oben an der Küste zu bringen, denn das war der Auftrag, mit dem uns die Universität betraut hatte. Aber ich

sagte: «Wir sind schon fast da, Bako, und viele Kinder warten auf diese Spritzen.»

Sie fragte nicht noch einmal. Großmutter nannte mir nur Datum, Zeit und Ort der Beerdigung, obwohl ich schon wusste, wo sie stattfinden würde, auf dem Strmina, dem Hügel über der Stadt, wo Mutter Vera, meine Ururgroßmutter, begraben war. Nachdem sie aufgelegt hatte, stellte ich mit dem Ellbogen den Wasserhahn an und füllte die Flaschen, die mir als Vorwand zum Aussteigen gedient hatten. Draußen auf dem Schotter spülte ich mir die Füße ab, bevor ich die Schuhe wieder anzog; Zóra sprang bei laufendem Motor aus dem Auto, um auch auf die Toilette zu gehen, also stieg ich auf der Fahrerseite ein, rutschte, weil ich kleiner bin als sie, mit dem Sitz nach vorn und sah nach, ob unsere Berechtigungsscheine und Arzneimittel-Importpapiere in der richtigen Reihenfolge auf dem Armaturenbrett lagen. Zwei Wagen vor uns öffnete ein behandschuhter Zollbeamter, dem sein grünes Hemd an der Brust klebte, den Kofferraum eines älteren Paares, beugte sich vorsichtig darüber und zog die Reißverschlüsse mehrerer Gepäckstücke auf.

Als Zóra zurückkam, erzählte ich ihr nichts von Großvater. Wir hatten beide ein trostloses Jahr hinter uns. Ich hatte den Fehler gemacht, bei dem Streik im Januar mit den Krankenschwestern auf die Straße zu gehen, und war zum Lohn dafür auf unbestimmte Zeit von der Klinik in Vojvodja suspendiert und monatelang nach Hause verbannt worden – in gewisser Weise ein Segen, denn so war ich da, als Großvater seine Diagnose bekam. Auch er war zunächst froh darüber gewesen, obgleich er keine Gelegenheit ausließ, mich wegen der Suspendierung als dumme Gans zu beschimpfen. Als seine Krankheit weiter voranschritt, verbrachte er immer weni-

ger Zeit daheim und beschwor mich, es ihm gleichzutun; das sei allemal besser, als mit griesgrämiger Miene drinnen herumzulungern und ihm eine Höllenangst einzujagen, wenn er nachts aufwachte und mich ohne seine Brille als verschwommene Gestalt über seinem Bett aufragen sähe. Mein Verhalten mache Großmutter argwöhnisch, es lenke ihre Aufmerksamkeit auf unser Schweigen, unsere stille Verständigung, dazu auf die Tatsache, dass wir jetzt, im Ruhestand beziehungsweise suspendiert, so seltsam beschäftigt schienen. Ich solle mir Gedanken über meine Facharzttrichtung machen, darüber, was ich nach meiner Suspendierung anfangen wolle – es überrasche ihn nicht, dass Srdjan, ein Professor der Biochemietechnik, mit dem ich mich «in die Wolle gekriegt» hätte, wie er sich ausdrückte, vor dem Suspendierungskomitee nicht für mich eingetreten sei. Schließlich hatte ich auf Großvaters Vorschlag wieder angefangen, als Freiwillige für das «Vereinigte-Kliniken-Programm» der Universität zu arbeiten, was ich seit Kriegsende nicht mehr getan hatte.

Zóra nahm den Einsatz als Vorwand, um einem Schlamassel an der Militärakademie für Medizin zu entfliehen. Vier Jahre nach ihrem Examen war sie noch immer am Zentrum für Unfallchirurgie und hoffte, die Bandbreite an Behandlungsmethoden dort würde ihr bei der Entscheidung für eine Facharzttrichtung helfen. Unglücklicherweise arbeitete sie die meiste Zeit unter einem Chefarzt, der als «Eisenhandschuh» stadtbekannt war – ein Name, den er sich einst als Chef der Geburtshilfe erworben hatte, weil er die vielen Silberarmreife an seinem Handgelenk auch bei gynäkologischen Untersuchungen nicht abnahm. Zóra war eine Frau mit Prinzipien, eine erklärte Atheistin. Als sie dreizehn war, hatte ein Priester behauptet, Tiere hätten keine Seele, worauf sie «Na dann,

scheiß auf dich, Pope» erwidert hatte und aus der Kirche marschiert war. Vier Jahre Kräftemessen mit Eisenhandschuh hatten in einem Vorfall gegipfelt, über den Zóra auf Geheiß des Staatsanwalts unter allen Umständen zu schweigen hatte, ein Verbot, an das sie sich sogar mir gegenüber hielt. Nach allem, was ich auf den Krankenhausfluren aufgeschnappt hatte, ging es um einen Eisenbahnarbeiter, einen Unfall und eine Fingeramputation, in deren Verlauf Eisenhandschuh, möglicherweise alkoholisiert, so etwas gesagt hatte wie: «Keine Sorge, mein Lieber – beim zweiten Finger sehen Sie viel leichter zu, da können Sie nämlich auf den ersten beißen.»

Natürlich wurde ein Gerichtsverfahren eingeleitet, und Zóra war vorgeladen worden, um gegen Eisenhandschuh auszusagen. Trotz seines Rufs verfügte er in Medizinerkreisen noch immer über gute Beziehungen, und Zóra war hin- und hergerissen zwischen der Versuchung, einen Mann, den sie seit Jahren verabscheute, ans Messer zu liefern, und der Sorge, damit ihre erst beginnende Laufbahn und ihren eigenen Ruf aufs Spiel zu setzen; zum ersten Mal konnte ihr niemand – weder ich noch ihr Vater noch ihr damaliger Freund – sagen, was besser wäre. Nach unserem Aufbruch hatten wir zunächst eine Woche im Hauptquartier der Vereinigten Kliniken verbracht, um auf den Einsatz vorbereitet zu werden, und die ganze Zeit hatte sie sich meiner Neugier mit demselben hartnäckigen Schweigen verweigert wie den permanenten Anrufen des Staatsanwalts. Tags zuvor hatte sie dann unerwartet erklärt, sie würde doch gern meinen Großvater um Rat fragen, sobald wir wieder in der Stadt wären. Sie hatte ihn im vergangenen Monat nicht gesehen, hatte nicht mitbekommen, wie sein Gesicht immer grauer und die Haut um seine Knochen allmählich lockerer wurde.